



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Die religiösen Turniere unserer Gegenwart.

Wenn wir die neue Phase, in welche die Angelegenheit unserer Lichtfreunde getreten ist, mit dem Religionskrieg, der so eben in der Schweiz ausbricht, und ähnlichen Symptomen der Zeit in Verbindung bringen, so könnte uns zuweilen ein geheimer Schauer ergreifen, als ob die Gespenster und die dämonischen Nachtunholde des Mittelalters noch immer in dem hellen Sonnenlicht der Gegenwart herumspukten. Ist es denn wirklich ein Traum? bedarf es auch heute nur noch das Wort eines frechen Magiers, um die Geister herauf zu beschwören, die so lange geruht haben in ihren verwitterten Särgen? Soll noch einmal diese heitere sonnige Welt „ein Tummelplatz für Larven“ sein? Hat all' das Blut, das seit Jahrtausenden geflossen, den finstern Geist noch nicht versöhnt, der in der Zertrümmerung aller sittlichen Bande, in dem ironischen Spiel mit Allem, was dem Menschen an's Herz gewachsen war, seine unheimliche Lust kühlte?

Und in der That, man glaubt zu träumen, wenn man die Bosaunen hört, womit sie die Mauern ihres umgestürzten Zion wieder zum Dasein zaubern möchten; aber bei einer nähern Einsicht verziehen sich die Nebelbilder, die phantastischen Schatten eines längst verschollenen Fanatismus, und das prosaische Gemälde der nüchternen Realität erhebt sich vor den erstaunten Blicken.

Die christliche Religion hat ihre Zeiten gehabt, wo sie die Scheiterhaufen anschürte, und die Brandfackel in die friedlichen Hütten der Menschen warf; es gab eine Zeit, die wirklich an die Hölle glaubte, und in diesem Glauben die Erde zu einer Hölle machte. Diese Zeit ist vorüber; die Religion, was auch die Theologen noch immer in ihr zu suchen vorgeben, hat sich auf das Gebot der Liebe zusammengezogen: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Die gefährliche Nebenbedeutung, die diesem schönen Spruch durch das vorangehende: Liebe Gott über alle Dinge! gegeben wurde, ist ausgelöscht, denn Gott ist uns nichts mehr, als das Ideal der sittlichen Ideen, die seit der Aufklärung den Begriff der Menschheit ausgefüllt haben. Es ist nicht die Religion mehr, die den Haß unter den Menschen erregt, es ist der doctrinäre Aberglaube des politischen Dogmatismus.

Die ganze moderne Geschichte hat in ihrer Entwicklung dahin geführt, in dem Staat alle wesentlichen Functionen des geistigen Lebens zu absorbiren. Nothwendig mußte dieses Streben gewisse Interessen kränken, und diese haben in Ermangelung eines Bessern zu einer Doctrin geführt, die im Gegentheil dem Staat nichts lassen will, als

die negative Function der polizeilichen Ueberwachung. Mit dieser Doctrin trat die übriggebliebene Fäulniß des ancien régime, die heuchlerische Faction der Legitimisten, der vernünftigen Entwicklung des constitutionellen Staatslebens in Frankreich entgegen; von derselben Doctrin aus verkehrten Haller, Görres und die übrigen Don Quixote's der Romantik den preussischen Staat; durch dieselbe Doctrin suchen aristokratisch gesinnte Verräther in der Schweiz ihre reactionären Tendenzen zu umhüllen.

In unserem Staate war diese Doctrin erst gegen die Regierung gerichtet; jetzt steht sie mit ihr im Bunde. Ist es aber etwa religiöser Fanatismus, wenn der Minister v. Thiele in der Ständeversammlung das wahre Judenthum als eine Sehnsucht nach Zion definiert und — legitimirt? Als christlicher Fanatiker mußte er ja diese Sehnsucht nach Zion verabscheuen, verfolgen, aus allen Kräften bekämpfen! Im Gegentheil, die Juden wollen sich nicht nach Zion sehnen, der politische Dogmatismus der Reaction aber erklärt: ihr sollt euch sehnen, und ihr seht euch auch wirklich, ihr wißt es nur nicht! Die Juden erklären: Preußen ist unser Vaterland, wir wollen Gut und Blut dafür einsetzen; der reactionäre Dogmatismus erklärt: Preußen ist nicht euer Vaterland, ihr sollt nicht Gut und Blut dafür einsetzen, ihr könnt es nicht, denn ihr seht euch nach Zion, Zion ist euer Vaterland! — Oder hat etwa die Berliner Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins aus religiösem Fanatismus Rupp's Ausgeschlossenheit decretirt? Ist es in der Darmstädter Versammlung die religiöse Liebe gewesen, die eine Versöhnung herbeigeführt hat? Nicht das eine, nicht das andere! Man hat Rupp höflich behandelt, man ist gegen seine religiösen Ansichten sehr tolerant gewesen, aber man hat ihm politische Doctrinen entgegengesetzt, ebenso wie man in Darmstadt den religiösen Zwiespalt durch politische Doctrinen vermittelt hat. — Oder ist es das religiöse Bedürfnis, das auf der andern Seite die Lichtfreunde, die Deutschkatholiken, die freien Gemeinden in's Leben ruft? Ronge predigt von der Befreiung Deutschlands, Uhlich verweist auf die Eisenbahnen und andere materiellen Fortschritte der Zeit, Rupp's Anhänger suchen freilich den Herrn, aber sie finden nur sittliche Bedürfnisse, nur sittliche Ideale. — Ist etwa die Partei der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung religiös? Ei, selbst der Ritter von der traurigen Gestalt schwärmt ja für die historisch legitimirte Religion, er geht von der Reflexion, der Doctrin aus, und vertheidigt aus doctrinärem Fanatismus die Altgriechen gegen die aufgeklärten Neuerer, wie Hengstenberg den Glauben an Bileam's Esel nicht mit naiver Bornirtheit, sondern mit pseudo-philosophischen Reflexionen legitimirt. Guericke, der Ultraorthodox, schreibt an Uhlich, die Regierung, die eine doctrinäre Religion nach eigener Willkür erstunt, hat nicht das Recht, euch abzusetzen. Ist das religiöser Fanatismus? Kann der Aberglaube so aufgeklärt sein? Es ist wieder eine politische Doctrin, die sich dem politischen Doctrinarismus widersetzt. Die Theologie ist heut' zu Tage nicht mehr Sache des Glaubens, sondern der Reflexion.

Der Geist, der die Welt zu verwirren droht, ist keine Realität; er ist eine Illusion des reflectirenden Verstandes. Hört auf zu träumen, so seit ihr frei! Die Philosophie hat redlich das Ihrige dazu beigetragen, die doctrinäre Verwirrung zu steigern, einen Knoten zu wickeln, den nur das Schwert der practischen Vernunft zerhaut. Entwindet das Denken den scholastischen Phrasen, und eines schönen Morgens liegen sich Guericke und Uhlich, Ronge und Hengstenberg in den Armen, und arbeiten gemeinsam am Weinberge des Herrn, der practischen Sorge für die vernünftige Entwicklung des irdischen Wesens. Für den Himmel sei die Sorge einem Höhern überlassen.

II.

Deutsche Sittenbilder.

Wie kommt es, daß wir Deutschen für das Wort „Genre“ noch immer keine passende Bezeichnung haben? Genremalerei, Genrebild — das versteht Jedermann. Wollte jedoch Jemand sagen, dieser oder jener Maler sei ein Gattungsmaler, so würde man kaum wissen, was damit gemeint sei. Die Ursache hiervon ist wohl, daß bei uns das „Genre“ viel später aufgekommen ist, als bei den Franzosen — zumal in der Literatur. Das Genre ist eine Nachgeburt der historischen Zeichnung. Ein Volk sucht sich erst im Großen und Ganzen kennen zu lernen, bevor es sich für die Details interessiert. Frankreich, das längst ein Staat ist, das längst die Hauptrichtungen seines Nationallebens, die Gesamtheit seiner Interessen, seiner Gesetzgebung, seiner Gesellschaft kennt, ging allmählig auf die Schilderungen seiner kleinern Kreise über, und während wir noch daran waren und theils noch daran sind, uns über das Ganze des Vaterlandes klar zu werden, hat Frankreich bereits eine ganze Literatur von Detailschilderungen, Schilderungen seiner gesellschaftlichen Parcellen und Sitten. Daß man in Deutschland nun gleichfalls dieses Feld immer mehr und mehr zu bebauen beginnt, ist ein Zeichen doppelten Fortschrittes. Zuerst beweist es, daß wir uns in unserem Gesamtverständnis so nahe gerückt sind, um auch an jenen kleinern, bisher ganz unbeachteten Theilen nationaler Sitten und Bewegungen Antheil zu nehmen. Zweitens zeigt es auch, daß die Darstellungsweise unserer Schriftsteller an künstlerischer Form bedeutend gewonnen hat. Jene leichte Grazie, welche den Franzosen bei ihren Genrestücken in der Kunst, wie in der Literatur zu Gute kommt, ist bei uns keine alltägliche Erscheinung. Die Minutie, die sorgfältige und interessante Behandlung kleiner und zarter Gegenstände ist ein Talent für sich, das dem deutschen Naturell nicht ganz homogen ist. Daß die Kunstform unserer Literatur auch hier zum Durchbruch gekommen, ist mit Freuden zu begrüßen.

Es liegen uns einige in jüngster Zeit erschienene Schriften vor, die alle mit mehr oder weniger Glück dieses Gebiet betreten. In Bezug auf Reiz und Grazie der Darstellung müssen wir die Gräfenberger Aquarellen von Hieronymus Lorm (Berlin, bei Alex. Duncker) an ihre Spitze stellen. Es ist dies ein wirklich reizendes Buch. Der Name Aquarellen ist hier nicht zufällig, denn das Wasser spielt in dem Buche eine Hauptrolle, und die humoristischen Einfälle plätschern darin zahlreich und lustig herum wie die Goldfischchen in einem hellen Teich. Der Verfasser schildert in diesem Buche den kleinen Wasserstaat von Gräfenberg mit seinen Gesetzen, seinen Gruppen und seinem Dictator, jenem energischen Volksmann, der wie Dr. Francia in Paraguay, aber in umgekehrter Richtung, die Seele dieser kleinen Republik ist. Allerliebste ist gleich im Anfange die Schilderung der Diät, welcher der Kurgast unterworfen ist. Wir lassen als Probe eine Stelle hier folgen: „„Leb' mit dem Vieh als Vieh!“ Gib die Seele auf, wenn du nach Gräfenberg gehst! Prießnitz, der Apostel der Materie, durch welche er dich erlösen will von allen Uebeln des Leibhabens, weiß daß die Seele ihr heuchlerischer, verrätherischer Judas ist. Du darfst nicht denken; du mußt dich gläubig bekreuzigen, wenn du erfährst, das 2 mal 2 — 5 ist; du darfst nicht fühlen, keine Leidenschaften haben, eine schöne Herzogin darf dein Gemüth nicht zärtlicher stimmen als ein Gensdarm. Der Wein ist ein Wahngewilde, das dir einmal in einem verrückten Jugendtraum erschien, nichts wirklich Existirendes. Evoo Bacche! ist in Gräfenberg eine revolutionaire Marseillaise und darf nicht laut werden, ohne daß du deine gute Constitution zerstörst. Halte es für die Erfindung eines märchen-

schwängern Kopfes, daß es witzigen Champagner und gebiegenen Bordeaux gibt, Geister, die sich deiner Seele mitleidig annehmen, und dir die Welt, einfach gesehen unerträglich, doppelt gesehen in Vollkommenheit zeigen. Hast du vielleicht jemals von dem Wahn des Thoren gehört, so sich „Kaffee“ benamset? von dem Wahn, daß eine braune glänzende Fluth alle Gründe deiner Seele überschwenmen könne, daß die darin versteckt schlafenden Geisterchen erfrischt aufspringen und plötzlich große Schöpfungen vollbringen wollen? Glaube diese Sage nicht, Gräfenberger! Kaffee ist die Frucht des Uvasbaumes. Seh' ich dich Kaffee trinken, so habe ich das Recht dich gründlich zu verachten. Kaffee trinken ist Vaternord! O des Menschen Phantasie ist grausam, daß sie ihm unmögliche Frühstücke vorspiegelt, bestehend aus dem wollüstigen Reigen von Kaffee, Rheinwein und Ausern! Verstopfe deine Ohren vor diesen Sirenen, Gräfenberger Ulysses! Und willst du in's friedliche Ithaka deiner Gesundheit gelangen, so steuere stark und muthig fort auf dem Wasser!

Wasser! Die Erde ist aus dem Wasser entstanden und der Mensch aus der Erde. Du aber mußt zur Natur, zu deinen Urelementen zurück, und willst du nicht Erde speisen, d. h. begraben werden, so mußt du Wasser trinken, d. h. leben. Wasser! Ein nur irgend civilisirter Magen schüttelt sich, wenn du ihm nach Gräfenberger Art Wasser zuschickst, und sendet es dir mit Protest zurück. Du darfst aber den Bedenklichkeiten des verwöhnten Burschen nicht nachgeben; er grohlt und murret über das Wasser, du mußt sein Grollen und Murren eben im Wasser ersticken. Und da Alles aus dem Wasser entstanden ist, so strenge deine Phantasie ein wenig an, wenn du es hinunterschlingst, und denke, du schlingst die Ausern, die daraus entstanden wären.“

Wir müssen hinzufügen, daß trotz seiner Satyre der Verfasser von dem ehrlichen Briefsnitz im höchsten Grade bezaubert ist und seiner Methode die vollkommenste Anerkennung zu Theil werden läßt.

Das zweite Buch dieser Art: Die Oldenburger in Sprache und Sprichwort. Skizzen aus dem Leben von Dr. Goldschmidt (Oldenburg, Schulze), ist der dritte Theil einer großen Sammlung: Kleine Lebensbilder aus der Mappe eines deutschen Arztes. Diese kleine Schrift kann nicht genug empfohlen werden. Es ist allerdings nur eine Zusammenstellung vermischter kleiner Aufsätze, Beobachtungen, Reflexionen, Einfälle, Reminiscenzen, wie sie sich gerade geben; aber in allen zeigt sich ein so gesundes Auge, ein so scharfer Verstand, ein so feines Gefühl auch für die versteckteren Züge der menschlichen Herzen, daß man auf jeder Seite angenehm überrascht wird. Ueberall wird an die sprachlichen Eigenthümlichkeiten sinnig eine ethische Betrachtung angeknüpft; überall wird der Ernst der Darstellung durch eine humoristische Form gemildert. Hier ein paar Beispiele. „Daß mir die Sprache des Volks in Oesterreich, und namentlich in Wien, so gefällig, so gemüthlich klang, daran ist nichts so sehr Schuld, als die häufigen Verkleinerungswörter; es bekommt durch sie alles ein freundlicheres, ein befaglicheres, unschuldigeres Ansehen; denn ich frage, schmecken „Bachhändel“ nicht besser, wie gebackene Hühner? Ließ ich mir, wenn ich ein Mädchen wäre, nicht lieber ein „Pufferl“ rauben, als einen Kuß? Logiere ich nicht lieber im Lampperl und im Rößel, als im Lamme und im Koffe?“

In München war mir von einem Freunde dringend gerathen, wenn ich nach Linz käme, doch ja in der Kanone zu logiren. Bald darauf kam ich nun nach Linz; ich fragte jeden Menschen, den ich auf der Straße traf, da mein Gaudrer es auch nicht wußte; „wo ist die Kanone?“ — „Kanoon? so'n Haus ist holt nit in de ganze Linger Shtatt!“ war der ewige Refrain, den ich zur Antwort erhielt. Endlich, nachdem ich

mindestens zwanzig Leute von allen Kalibern gefragt hatte, traf ich einen anständig gekleideten Herrn, der mir lächelnd, nachdem er sich eine Weile besonnen hatte, sagte: „Sie woll'n nach de Schtückel (Diminutiv von Stück); dann gängen's mit,“ und der Herr führte mich sogleich nach einem Hôtel, dem eine Kanone (Stück) als Schild diente.

Selbst der liebe Gott muß sich in Wien die Verkleinerung gefallen lassen. Ich kaufte dort auf der Straße Trauben von einer alten Obsthändlerin. Plötzlich, das mir zuge dachte Obst in der Hand haltend, stürzte sie platt auf die Erde. „Frauchen,“ sprach ich ganz bestürzt, „was fehlt Euch?“ — „Schaut's nit, schaut's nit, unser Herrgötzel kummt!“ und Gebete murmelnd richtete sie ihre Augen auf den vorbeigehenden Priester mit der heiligen Nonnfranz.“

Ein anderer Zug von größerem Ernst. „So wenig sich nun das plattdeutsche Sprüchwort mit Religion befaßt, so innig ist's mit allem verknüpft, was die alte Volkssitte heiligt, die sich bei unsern Landleuten, da sie durch die abgeschiedene Lage des Landes und durch das Plattdeutsche von allem Verkehr mit der Welt abgeschlossen sind, viel mächtiger, viel lebendiger und einflußreicher erhalten hat, als in den meisten Ländern Deutschlands. Wo die Volkssitte gebietet, da schweigen alle andere Rücksichten. So hat das Wort: „De will ruhig starwen, Lat sin Good den rechten Arwen *).“ eine höchst gebieterische Geltung! — Noch ernster in das Bewußtsein der friesischen Bauern ist der Spruch gegraben: „Man kann woll unrecht Good erwarben, Man nich verarben!“ — „Um das Bestreben des Landmannes zu bezeichnen, seinem Erben das Besitztum gut abgerundet und im vollen Glanze zu erhalten, erzählt man sich wohl folgendes Geschichtchen: Ein Hausmann **), so heißt der Besitzer einer großen, geschlossenen Landstelle, rief einst, als er den Tod herannahen fühlte, seinen Sohn, den Erben seines Gutes, an sein Krankenlager. „Du mußt,“ sagte der Alte zu dem Sohne, „dem Nachbar die große Wiese zurückgeben; ich kann nur ruhig sterben, wenn ich weiß, daß das geschieht. Denn sieh' mein Sohn, ich will es Dir gestehen, ich habe damals in dem Prozesse die Wiese durch einen falschen Eid gewonnen.“ — „Wat,“ sagte der Sohn, von Schrecken bleich, „de grote Wisch bi de Bäfte? — de kânt wi bi de Stå jo gar nich missen ***).“ Stumm nickend bejahte der Alte die ernste Frage.

„Wat,“ wiederholte der Sohn, „de grote Wisch? Aber wat kann 't helpen,“ fügte er hinzu; „wenn Ji sin Ruh to starben hebbt, denn weg damit!“ — „Nå,“ erwiderte der Alte, „'t geit doch nich. Missen kannst de Wisch bi de Stå nich; it is nu de beste in 't ganze Kaspel (Kirchspiel), umn is de Wisch daraww, denn is se schåndt — denn mußt Du Wischland to hüren (wachten). Beeft Du wat, min Jung,“ fuhr der Alte nach langem ernstem Stillschweigen tieffseufzend fort: „Behol †) de Wisch, min arme Seele mag sehn, wo se raft ††).“ — „Wie jede Tugend, wenn sie bis zur äußersten Spitze getrieben wird, gerade in das Entgegengesetzte, in einen Fehler umschlägt, so wird auch sehr häufig aus diesem lebhaften Rechtsgefühl ein eigenstinniges, bornirtes Festhalten dessen, was man für Recht hält. Wie oft sind nicht um ganz unbedeutende Streitobjecte unter Nachbarn, unter Familiengliedern die unversöhn-

*) Wer ruhig sterben will, laß sein Gut den rechten Erben.

**) Die Landleute selbst nennen den Hausmann „Buer.“ Ich bin 'n Buer, sagt er selbst mit Stolz. Use Buer sagen Dienstboten und Heuerleute; in 't Dorp wohnt man veer Buern, de annern sind all lütje Lü.

***) Die große Wiese bei dem Bach; die können wir ja gar nicht bei der Landstelle entbehren.

†) Behalte die Wiese.

††) Wie sie fährt.

lichsten Streitigkeiten hervorgerufen, die man bei dem ruhigen, phlegmatischen, wahrhaft gutmüthigen und gar nicht streitsüchtigen Wesen der oldenburgischen Landleute nicht hätte für möglich halten sollen; wie oft sind nicht durch diesen Rechtsfinn die unseligsten Prozesse um gar nichts hervorgerufen, die oft Jahre lang dauerten, ja durch mehrere Generationen sich durchschleppten, und nicht verglichen wurden, weil jede Partei sagte: „Ich will so nichts, als mein Recht!“ — „Recht moot sin Gang hebbeln!“ — und die Enkel grade so hartnäckig auf ihr Recht bestanden, als die Großväter. Die hochdeutschen Sprüchwörter: „Zu viel Recht ist Unrecht“ — „Besser Unrecht gelitten, als vor Gericht gestritten.“ — „Rechten ist recht, aber unfreundlich“ haben im Plattdeutschen keine Brüder. —

Eine dritte Schrift dieser Art führt den Titel: Der Lappenkorb von Gabe Schneider aus Westfriesland, mit Zuthaten aus Nordfriesland. Bearbeitet und herausgegeben von K. J. Clement (Leipzig, Engelmann). Hier ist die Kunstform dem Inhalt untergeordnet. Das Original, verfaßt von Halbertema in Deventer, ist ein in Friesland allgemein beliebtes Volks- und Hausbuch. Der Bearbeiter hat theils die Originalsprache mit hinzugefügter deutscher Uebersetzung abdrucken lassen, theils sie durch gelinde Umarbeitungen verständlich zu machen gesucht, ungefähr wie es Hagen mit dem Heldenbuch thut, ohne doch die ursprüngliche Färbung zu sehr zu verwischen. Hin und wieder hätte er dreister germanisiren sollen, denn an einzelnen Stellen ist das Verständniß in der That schwer. „Der Lappenkorb“ ist zusammengesetzt aus lyrischen Gedichten, ungefähr in der Weise der Alemannischen Lieder von Hebel, aus erdichteten Erzählungen, in denen sich die sittliche Anschauungsweise des Volks vergegenwärtigt — unter denen wir beiläufig einige wohlbekannte wiederfinden aus Engel's „Philosophie für die Welt“ und, wenn ich nicht irre, auch aus Hebel's „Schagkästlein;“ aus historischen Genrebildern, Anekdoten u. dgl.; auch eine Sammlung von Sprüchwörtern ist hinzugefügt. Der volkstümliche Ton ist überall sehr gut gehalten und sinnige Einfälle drängen sich zahlreich aneinander. Zuweilen glaubt man sich in die Zeiten des alten Nürnberger Schusters Hans Sachs zurückversetzt, selbst der steife, ehrenfeste und ungelente Ton seiner Fastnachtspiele ist wiedergegeben. Wenn der Gedanke nicht besonders tief ist, so reizt er doch durch seine naïv-humoristische Wendung. Auch Molieres medicin malgrè lui erscheint in friesischem Gewande und nimmt sich darin besser aus, als auf der Bühne von Versailles. Hinter einander lesen kann man das Buch nicht, aber man wird mit Vergnügen darin blättern.

Mit größeren Ansprüchen tritt ein anderes Werk auf: Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen, Festen und Trachten. Geschildert von Eduard Duller. Mit 50 colorirten Volkstrachten-Bildern. (Leipzig, G. Wigand.) Die artistische Beilage bildet hierbei den Hauptwerth. Wir sehen da in sorgfältig colorirten Zeichnungen das Volk der verschiedensten Gegenden Deutschlands in seiner Ursprünglichkeit vor uns, und das Auge gibt uns ein lebhafteres Bild als alle Schilderungen. Wir wollen damit nicht sagen, daß der Text werthlos wäre; eine Masse geographischer, statistischer, linguistischer Notizen hat immer ihr Gutes. Aber Duller hat sich durch sein patriotisches Gefühl zu einem etwas starken Pathos verleiten lassen, das um so mehr auffällt, da dicht daneben eine einfache Nomenclatur und statistische Tabellen hergehn. Für eine Hausbibliothek ist dies Buch, zumal bei dem billigen Preise (5 Thlr. für 25 Lieferungen), ein gefundener Schatz. Aber die Frage drängt sich auf, ob das, was hier verdienstvoll im Kleinen ausgeführt ist, nicht Gegenstand einer großen künstlerischen und literarischen Aufgabe werden könnte. Die deut-

schen Lande, ihre Bevölkerung, ihre Sitten, Trachten, Monumente u. s. w. von einem Verein unserer ersten Künstler und Schriftsteller gezeichnet und geschildert, würde ein Nationalwerk sein, das allerdings über die Kräfte einer einzelnen Verlagshandlung hinaus ginge. Aber die großen Schätze dieser Art, welche andere Nationen besitzen, die herrlichen Kupferwerke, welche bereits das vorige Jahrhundert (z. B. les monuments de la monarchie française par Montfaucon) aufzuweisen hat, sollten sie in einer Zeit, die über typographische Mittel weit mehr zu gebieten hat, bei einer Nation, welche an Stoff so reich und an ausführenden Talenten gewiß nicht arm ist, kein Seitenstück finden? Was hierin von einer einzelnen Buchhandlung geleistet werden kann, ist von der Verlagshandlung Georg Wigand in einem reich ausgestatteten Werke von 50 Lieferungen „Deutschland und das deutsche Volk“ geleistet worden. Dieses Werk hätte, ob der großen Kosten und des ehrenhaften Strebens, welches in artistischer und literarischer Beziehung darauf verwendet wurde, mit Recht den vollsten Lohn für die unternehmende Buchhandlung verdient. Aber Oesterreich hat ihr mit der ganz besonders in Censursachen dort herrschenden Kleinigkeitskrämerei wegen einiger Stellen im Texte den Zugang verschlossen. Abgesperrt von dem deutschen Staate, dem es am meisten Noth thut, Deutschland und das deutsche Volk näher kennen zu lernen, sind die Dpfer, die auf dieses kostspielige Unternehmen verwendet wurden, um so größer. Und dabei klagt man in officiösen österreichischen Brochuren den deutschen Buchhandel an, daß er nichts leistet!

† †

III.

Der Bund der Reaction mit dem Communismus.

Vor einigen Tagen brachte die „Deutsche Zeitung“ eine Correspondenz über die Amnestie, welche in Preußen den Vergehungen am Eigenthum in der Zeit der Noth zu Theil geworden war. Es wurde darin auf das Bedenkliche eines solchen Schrittes aufmerksam gemacht, der in Bausch und Bogen Straflosigkeit für ein gesetzlich constatirtes Verbrechen aussprach und so ein schlimmes Beispiel für die Zukunft geben konnte, da in exceptionellen Fällen die im voraus zugesicherte Straflosigkeit zu den gefährlichsten Excessen verleiten konnte.

Kaum war dieses Blatt in Berlin eingetroffen, so wurde im Lager der Heiligen die Lärmkanone abgeschossen. Volk, so rief in einem fulminanten leitenden Artikel die sonst so schweigsame Pr. Allg. Zeitung, erkenne jetzt, die Dich verführen! Diese Liberalen, die Dich gerne aufstacheln möchten zur Empörung gegen Deinen legitimen Herrn und seine hohen Diener, erkenne jetzt, was sie für Dich für ein Herz haben! Das Journal der uckermärkischen Aristokratie wurde plötzlich ein neuer Eisenmenger und Daumer; es hätte seiner Anklage die Ueberschrift geben können: „entdeckter Liberalismus!“ Denn so wie Daumer den Christen nachgewiesen hat, ihr Abgott sei ein feuriger Ofen gewesen, der den Moloch darstelle, so gab jetzt das Organ der christlichen Bureaokratie Zeugniß: der Abgott des Liberalismus ist eine Geldkiste, er heißt Mammon, und Gervinus ist der Hohepriester desselben, der ihm arme Leute schlachtet, wie die Daumer'schen Christen ihrem Moloch Kinder geschlachtet haben. Es konnte natürlich nicht fehlen, daß der Rheinische Beobachter sofort das Signal auffaßte, was sein College ihm gegeben; nur ist der Rheinische Beobachter populärer und weniger diplomatisch als der Hoffjournalist; er hatte schon früher Gervinus als einen Lumpensammler bezeichnet, der allen Schmutz des heiligen römischen Reichs zusammenschleppe, um aus den unsaubern Lappen eine Narrenjacke zusammenzuflicken; jetzt ließ er sich aus Paris

schreiben; mit dem Lumpensammler sei es aus; seitdem er aus Ermordung der Proletarier ein schönes Gewerbe gemacht, sei er auf der Waagschaale der Gerechtigkeit gewogen und zu leicht befunden, und es sei nun den wackern Händen des guten, biedern Volkes anheimzustellen, was mit ihm weiter zu thun sei.

Auf den ersten Augenblick muß eine solche Tactik wohl in Erstaunen setzen. Dieselben Organe, die zur Zeit der schlesischen Unruhen auf jede Weise den Liberalismus in jene, durch die Noth der Zeit herbeigeführten Verwickelungen hereinzuziehen suchten, die sich überall bemühten, den Communismus des Schneider Weitling und ähnlichen Aberwitz als eine nothwendige Consequenz des liberalen Systems darzustellen, die in dem monströsen Artikel über Marr, Heitzen und Freiligrath die ganze Classe der Besitzenden in Waffen riefen gegen den Bund liberaler und communistischer Doctrinen, die in den Berichten über Sachsens Verfassung die Chlokratie als eine wesentliche Folge aus dem Constitutionalismus herleiteten — dieselben Blätter, sage ich, haben nun die Stirn, den Liberalismus zu verläumdern, er habe für „das Volk“ kein Herz? er erhöhe die Armuth? er bete den Mammon an? er habe für Nichts Sinn, als für den Geldsack? er sei eine Verschwörung der Reichen gegen das von der Regierung so sehr gewünschte und geförderte Wohl Aller? Habt ihr denn vergessen, ihr dreisten Apologeten der guten alten Zeit, welches System es war, das die Verarmung, die Ungleichheit unter den Menschen hervorgerufen hat und wuchern ließ? Habt ihr vergessen, daß noch immer eure treuen Verbündeten, die Pietisten, die Fortdauer der Armuth empfehlen, um desto größere Sehnsucht nach dem Himmelreich zu erregen?

Aber bei näherer Anschauung hört diese Verwunderung auf. Ja, es ist stets die Aristokratie gewesen, die sich des Pöbels bedient hat, um die freisinnige Partei anzugreifen. „Der Bauer muß dumm bleiben, sonst gehorcht er nicht,“ das ist der Wahlspruch der Oligarchie und des Pfaffenthums.

Ja, wir gestehen es ein, wir sind Feinde des Pöbels, wir sind Feinde der Armuth, und zwar so sehr, daß wir nicht einzelne Arme unserem Moloch schlachten, sondern daß wir die ganze Armuth, den ganzen Pöbel mit Stumpf und Stiel ausrotten wollen. Die Menschen sollen aus dem Stand der Gnade in den Stand des Rechts treten, aber nicht durch Verbrechen, nicht durch milde Gaben der Kirche oder wohlgenährter Amtsbdiener, sondern durch die Freiheit, die jeder Kraft die Möglichkeit der Entwicklung, jedem Bedürfniß die Möglichkeit der Befriedigung verschafft. Wir wollen die Dummheit aufheben, und mit ihr wird auch die Noth ein Ende finden; wir wollen die Willkür vernichten, und mit ihr hört auch das Verbrechen auf.

Bereint euch mit uns, nicht zu wohlthätigen Vereinen, die den Brotsam von des Reichen Tisch den Armen hinwerfen, die sie zu den Hunden gesellten, sondern zu Einführung eines vernünftigen, freien Rechtssystems; gebt uns Geschworene, die das Verbrechen nach ihrer vernünftigen Einsicht, nicht nach dem sinnlosen Buchstaben beurtheilen, Geschworene, die ein Herz haben für die Leiden des Volkes, nicht Richter, die nur von Rechtsabstractionen zehren, so wird euere so gerühmte Gnade überflüssig werden, die, sie möge dem Einzelnen eine Wohlthat sein, dem Begriff des menschlichen Rechtes widerspricht.

IV.

Aus München.

Sofrath Bayer. — Gräfin und Fürstin. — Lola Montez und die öffentliche Kunst. — Moses's Sohn des Fürsten.

Daß ein Sofrath in der bayerischen Ständekammer gegen Pressfreiheit stimmt, wird gewiß Niemanden befremden; daß dieser Sofrath aber einer unserer ersten Lehrer

des Rechtes ist und der Deputirte unserer Universität, daß er endlich ganz allein gegen die Ueberzeugung der ganzen Kammer auftritt, ist gewiß auffallend. Den Herrn Hofrath Bayer aber, der hier in allgemeiner Achtung steht und von dem man weiß, daß er zu jesuitischen Ränken nie die Hand bot, des Obscurantismus oder wenigstens des Servilismus zu zeihen, wird fast Niemanden einfallen, denn ich glaube, daß auch die strengsten monarchischen Grundsätze sich mit Pressfreiheit vertragen, wenigstens mit einer solchen, wie sie bei uns möglich ist und gefordert wird. Ich möchte es eher für eine Caprice des in der letzten Zeit sehr angestregten Mannes halten, vielleicht auch für eine Art Wichtigthuerei, da er doch weiß, daß die Bitte der Kammer wahrscheinlich unberücksichtigt bleibt. Ob sich jedoch so ein Verfahren mit dem Ernst einer Ständekammer und der Würde eines Deputirten unserer Universität verträgt, ist eine andere Frage.

Wie nothwendig aber ein tüchtiges Pressgesetz und Aufhebung der Censur in Baiern ist, zeigt neuerdings ein Vorfall, der einem unsrer besten hiesigen Blätter begegnete. Es handelte sich nämlich um ein Gedicht, welches die Schriftsteller, die stets mit Fremdwörtern und ausländischen Reimen um sich werfen, persifflirte. Zufällig war die Heldin des Gedichtes eine Gräfin Ida. Der Censor strich das Wort „Gräfin,“ weil es eine Anspielung auf die in den Grafenstand erhobene Lola Montez sei. Man bedeutete ihm nun wohl, daß nur Freiligrath u. persifflirt sei, der Herr Censor aber antwortete, diesen kenne er nicht und wenn das Gedicht gedruckt werden solle, so müsse statt „Gräfin“ Fürstin gesetzt werden. Es geschah; aber es schaudert einem die Haut, wenn man bedenkt, daß man sich von Leuten, denen die bekanntesten deutschen Dichter unbekannt sind, seine Gedanken todtschlagen lassen muß.

Mit Lola Montez hat sich die öffentliche Meinung so ziemlich ausgesöhnt, denn es thut Jedem wohl, daß die herrschüchtige Geistlichkeit in ihre Schranken zurückgewiesen wurde, und der Dank, den man dafür dem Könige zollt, kommt ihr theilweise auch zu. Sonderbar ist es, daß man jetzt die ganze Geistlichkeit, die früher nur in hohen Stiefeln erschien, allenthalben in Kamasschen erscheinen sieht, als wollten sie bei dem nächsten Sturme, der ausbricht, Reißaus nehmen. Die Redemptoristen, diese jesuitischen Freischaaaren, haben sich schon gegen die österreichische Grenze zurückgezogen.

Gestern sahen wir den „Sohn des Fürsten,“ von Jul. Moser über die Bühne gehen, jedoch ohne großen Beifall, was wohl weniger dem Dichter als dem Stoffe selbst zuzuschreiben sein dürfte. Der Opfertod Kattes für den Prinzen Friedrich, ähnlich dem des Marquis Posa im Don Carlos, findet keine Sympathie mehr im Publikum, da dieser Herren Undankbarkeit und absichtliches Vergessen geleisteter Dienste noch Jedem deutlich vor Augen steht. Zudem kennt Jedermann den starren Egoismus Friedrichs des Großen und fragt sich: Ist dieser weiche schwärmende Jüngling jener Friedrich, der seinen Soldaten zurief: Ihr Racker, wollt ihr ewig leben? — E. D.

V.

Aus der Schweiz.

Laupen, den 14. Nov.

Kanonendonner, Siegesjubil überall! Soeben ist auf schaumbedecktem Pferde eine Gaffette hier durchgeritten, welche die Nachricht von der Unterwerfung Freiburgs nach Bern bringt. Die Stadt hat nicht dem geordneten Angriff und der Kanonade der eidgenössischen Armee zu widerstehen vermocht — sie hat nach kurzem, glücklicher Weise nicht einmal blutigem Gefechte, capitulirt und ist daraufhin eingenommen worden. Das ist der erste, große Sieg in unserem Streit, er wird nicht allein in politischer,

sondern auch in morallcher Hinsicht von größter Wirkung und Bedeutsamkeit sein. Es ist eine alltägliche Erscheinung, daß oft erst der Erfolg das Recht und die Heiligkeit einer Sache, welche, so lange sie in der Schweben, von verschiedenen Gesichtspuncten aus beurtheilt wird, in den meisten Gemüthern zu constatiren vermag. Erfolge, Triumphe, das sind Argumente, welchen Viele durchaus nicht zu widerstehen vermögen. Und so wird es denn auch geschehen, daß der Beschluß der Tagsatzung mit jedem neuen Fortschritte auf feindlichem Boden mehr Freunde gewinnt, Schwankende zu der Meinung der eidgenössischen Mehrheit bekehrt. Ich spreche namentlich in Bezug auf mein liebes Vaterland Deutschland. Dort, wie die Zeitschriften melden, erkennt man zwar im Ganzen das Recht der Tagsatzung an, den Sonderbund, als eine verfassungswidrige Vereinigung mehrerer Stände, aufzulösen, allein man bestreitet ihr dasjenige, den Orden der Jesuiten zu entfernen, im Nothfall mit Gewalt. Für diese letztere Ansicht macht man geltend, daß es jedem Staate unbedingt freistehen müsse, nach Gutdünken Lehrer seiner Kinder und Priester seiner Gemeinden zu wählen. Ganz recht — Niemand wird das bestreiten. Aber sobald jene Lehrer oder Priester Mitglieder einer Genossenschaft sind, von welcher es erwiesen ist, daß sie durch offene und heimliche Machinationen den Frieden eines großen Staatenbundes zu untergraben sucht, zu Ungeheulichkeiten aller Art aufzureißen, das Volk ihrer Districte gegen seine Brüder fanatisirt, dann muß doch wohl der obersten Behörde des durch sie gefährdeten Bundes das Recht freistehen, mit allen Mitteln auf die Ausscheidung so bössartiger Elemente zu dringen. Wer nur irgend die Schweizer-Wirren vorurtheilsfrei beobachtet hat, in dem wird die Ueberzeugung feststehen, daß an alle dem unglückseligen Zwist seit vielen Jahren einzig und allein das Geriebe des Jesuitismus und der von ihm am Gängelbände geleiteten reactionären Partei Schuld ist. Darum hinweg mit den Loyoliten, hinweg mit dem Sonderbund! Gesinnung und Recht verwerfen, verabscheuen Beide!

Die Herren Patres des Freyburger Collegiums wissen, welche mißliebige Personen sie den Eidgenossen sind, und haben es einweilen für gut befunden, theils in Wallis, theils in dem neutralen Neuenburg Schutz und Schirm zu suchen. Sie gebrauchten die Vorsicht, ihre wohlbekannte Kutte mit modernen Anzügen zu vertauschen, und bargen unter dem behäbigen Aeußeren von französischen Marquis' und italienischen Viehhändlern ihre vor Angst bebenden hageren Glieder. Je nun — das ist Alles schon da gewesen! Die französischen Jöglinge ihres Pensionats, etliche 80 an der Zahl, geleitete der Gesandte, Graf Bois le Comte, ebenfalls nach Neuenburg. Sie waren nicht verkleidet — Jedermann erkannte, Niemand insultirte sie. Das zu vernehmen wird freilich manchen auf Scandal erpichten, deutschen Blättern unlieb sein, aber es ist so und liefert den Beweis, daß man auch hier in der Schweiz zu unterscheiden versteht, und selbst in der höchsten Aufregung der Leidenschaften Mäßigung und Billigkeit nicht aus den Augen verliert.

Von den Vorgängen in Aargau, Zürich und Zug sind Sie wohl schon durch die Zeitungen genugsam unterrichtet. Der auf drei Puncten zu gleicher Zeit unternommene Einfall der Sonderbunds-Armee unter ihren Heerführern Salis-Soglio, Egger und Ammann ist, obgleich er unerwartet war, dennoch gescheitert. Die eidgenössischen Truppen haben sich mit glänzender Tapferkeit und Disciplin geschlagen und die Feinde mit blutigen Köpfen zurückgeworfen. Am Gotthard haben die Urner unter Obrist Müller Anfangs zwar die Tessiner im Bedrettenthal bis gegen Airolo hin zurückgedrängt, allein die letzteren wurden schnell verstärkt, rückten unter Luini und Lancia von Neuem vor, und jagten die Feinde bis weit über das Hospiz von Tremola hinaus in die

Flucht. In Glarus ist es ebenfalls zu einem Gefecht gekommen; der Schwyzer Landsturm war gegen Venken hin vorgeschritten, ward aber daselbst mit einem Kugelregen begrüßt und zu eiliger Umkehr gezwungen. Oberst Smir steht mittlerweile mit seiner Division, welche ungehindert den ganzen Canton Zug durchschritten und dessen Hauptstadt gar nicht einer Besetzung werth gehalten hat, nur noch drei Stunden von Luzern. Vielleicht meldet Ihnen schon mein nächster Brief auch die Besetzung und Capitulation dieser Hauptstadt des Sonderbundes.

Freyburg hat sich dem Beschluß der eidgenössischen Tagsagung unterworfen, dem Sonderbund entsagt, und wird die Jesuiten ausweisen. Einstweilen hat eine provisorische Regierung die Zügel der Verwaltung ergriffen.

Kaum vermag ich Ihnen zu beschreiben, welche Freude die Siegesnachricht unter Allen, welche es wohl mit dem schönen freien Lande meinen, hervorgebracht hat. Der Enthusiasmus gibt sich besonders in einer Kriegslust kund, welche ohne die Besonnenheit unserer Anführer leicht in's Verderben führen könnte. Ich gehöre, als ein eingebürgerter Deutscher, zu dem Bernerischen Reservebataillon unter Ochsenbein's Commando. Viele Deutsche sind darunter, mehr noch unter dem Corps der freiwilligen Jäger, welches bei Murten steht. Ich habe darunter viele Bekannte gefunden; besonders wild und ungestüm geberdete sich August Becker, dessen furchtbarer, rother Bart schon einem Sonderbänder Entsetzen einflößen muß. Denken Sie sich unsere Verzweiflung, hier wie angenagelt stehen zu müssen, während ringsum der Donner der Kanonen uns von Kampf und Ruhm die feurigsten Lieder singt! Doch hoffen wir in den nächsten Tagen durch Freyburg und Waadtland gegen Wallis geführt zu werden. Wenn der Zufall, der Mars unserer Tage, mir kein wallsisches Blei in die Brust sendet, so werde ich Ihnen weitere Mittheilungen geben.

— t.

VI.

Aus Tirol.

Clerikale Bemühungen. — Gensor Kopatsch. — Hartwig's Briefe. — Lentner.

Tirol ist das Land der starrsten Stabilität und die Hauptstadt am Inn seine Metropole. Wir haben ein Residenzschloß, worin die frühern Landesfürsten saßen; nun waltet dort das Gubernium, und die Vorstände der Jesuiten, Rigorianer und anderer wiedererstandenen und neugestifteten Orden gehen da ab und zu, als hätten sie mit den Herren über die Landeszustände zu rathen und zu beschließen. Handelt es sich etwa jetzt noch immer wie zu weiland Kaiser Ferdinands Zeiten um Bewahrung des alten Glaubens, wornach der Papst die Sonne, der Kaiser der Mond, das Volk die wolletragende Heerde beider ist? Thatsache ist es, daß die Geistlichkeit den frommen Landeschef um Beistand belagert, da ihr vor zwei Jahren der große Daniel zu Bogen entrißen worden, dessen Unersegligkeit die historisch-politischen Blätter kürzlich doppeltstimmig bejammerten, was auch hier als höchst jämmerlich erkannt und bedauert wurde. Zuvörderst sucht man beim Himmel und seinen Schaaren Hilfe. Die marianische Sodalenchaft mit ihrem hohen Genossen betet öffentlich um Entdeckung der geheimen Feinde der Rechtgläubigkeit, die natürlich auch Gegner des regime paternel sind. Ein neues lateinisches Andachtsbüchlein von hohen Händen: „Domine doce nos orare“ zeigt den Inbrünstigen die wahre Methode, sich und das Land dem höchsten Schutze zu empfehlen, und erbauliche Lithographien lehren die Gläubigen hinter die heilige Leinwand oder unter das Gefolge der heiligen drei Könige in den Stall von Bethlehem

zu flüchten. Diese religiöse Weihe duldet keinen freien Gedanken, am wenigsten vom Auslande wo die „Lutherischen“ auf Tirols Rechtgläubigkeit ihre Pfeile richten (?). Da reicht denn die Andacht der Polizei die Hand und beide wirken vereint zum Heile der Seelen. Ihnen verbindet sich die allzeit getreue Censur, nimmt jede geschriebene Gefahr, noch bevor sie gedruckt, mit Argusaugen wahr, hindert den äußern Geist nach innen und die inländischen Gelüste desselben nach außen zu streben, und warnt Kirche und weltliches Regiment vor jeder Feder, bevor sie den Flügel der Gans verläßt. Das soll durch eine Probe nachgewiesen werden. Ging da neulich, dick und voll des Gefühles seiner Würde, der Professor und Bücherrevisor Kopatsch, und erschaut, weil gerade kein Compliment zu erwidern, in Unterbergers Kunsthandlung unter den ausgestellten Bildern eine Lithographie von Schöna, die er sogleich aus der Ueberschrift erkennt. Aber es steht noch weiter etwas auf dem Blatte: E. v. Hartwig's Briefe aus und über Tirol“. Auch von Gries bei Bogen ist ein ähnlicher Steindruck vorhanden, manche Exemplare beider Blätter kolorirt. Wie? Hartwig's Briefe sind ja nur erga schedam censurirt, und da weist man darauf hin! Wo ist die Druckbewilligung? Die Ansichten sind aus dem königl. lithographischen Institute zu Berlin. Solches geschieht in Tirol ohne Willen und Wissen des Bücherrevisionsamtes! Nun wackelt der würdige Geisteswächter zornig in seine Amtsstube, zeigt der Polizei den Fund an, und rettet dadurch das verrathene Interesse der kirchlichen und staatlichen Voraundschaft über das Publikum. Die Untersuchung muß gepflogen, die Größe der Gefahr ermittelt und das Urtheil über diese Verhöhnung der väterlichen Censur geschöpft werden. Es ist, Dank der Einsicht des Guberniums, zu keiner Strafnotion gekommen, und dem Staate sind — die drei Pflichtexemplare vindizirt, dafür aber auch die brandstifterischen Beisätze: „E. v. Hartwig's Briefe“ u. s. w. sämmtlich auf das feinste radirt und weggetilgt. — Der Maler und Literat Friedrich Lentner aus München mußte in neuester Zeit einen Beweis der klugen und humanen Grundsätze an sich machen lassen, welche das Haupt unserer obersten Landesbehörde befehlen. Der Dekan in Meran und ein Gymnasialprofessor daselbst — ein alter Bekannter der Augsburger Postzeitung — konnten die Gefahr eines solchen deutschen Mannes, der manchmal ein witziges Wort gegen diesen oder jenen Bopf losgab und in auswärtige Journale schrieb, um so minder ertragen, als Lentner sogar ein Freund des Verfassers der „drei Sommer in Tirol“ und aller derer ist, die dem Dr. (Pater) Bachus die denkwürdige Abfertigung in einer Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung wohl gönnten. Sofort ertheilte eine hohe Verfügung im Mai d. J., dem Herrn Friedrich Lentner die Weisung Meran und Tirol zu verlassen. Er mußte obwohl kränkelnd (ein Brustleiden macht ihm ein mildes Klima zur Bedingung der Erhaltung) nach München wandern, von wo er aber seine Vorstellung wider solche Ausweisung in Wien geltend machte. Dort erkannte man den unlaunern Geist des Bannes, und hob diesen zur geringen Erbauung unserer Orthodoxen, dagegen zur Befriedigung jedes Menschenfreundes. △

VII.

Aus Prag.

Verordnung in der ständischen Sache. — Fürst Lamberg. — Graf Chotek als oberster Kanzler.

Das ständische Votum vom 30. August beginnt bittere Früchte zu tragen, die zweite Landtagschrift bleibt fortan unerledigt, dagegen erfolgte kürzlich ein kaiserliches Rescript, welches den Gang ständischer Verhandlungen beengend regelt, und vorschreibt, es dürfe künftig in ständischer Versammlung kein Antrag gestellt und zur Abstimmung

gebracht werden, er wäre denn zuvor dem Landesausschusse vorgelegt, von diesem berathen, zur Vorlegung für die Ständeversammlung geeignet gefunden, und in das gedruckte Programm der Berathungsgegenstände aufgenommen worden. — Die Zusammenfügung des Ausschusses ist ziemlich Bürge dafür, daß unliebsame Anträge kaum zur Berathung gelangen werden.

Gleichzeitig langte ein kaiserlicher höchst ungnädiger Verweis für Fürsten von Lamberg herab, welcher demselben durch den Landesausschuß amtlich — öffentlich sagt das Rescript — intimirt werden soll, und dem Fürsten verhebt, daß er von der Geschäftsordnung abweichend einen Antrag auf Censurermäßigung zur Abstimmung gebracht, den ihm vom Vorsitzenden bemerklich gemachten Absprung mit der Ausflucht erwiedert habe, er beabsichtige durch seinen Antrag die ungeschmählerte Annahme des ganzen Postulates zu erzielen, daß er aber sofort selbst gegen die Annahme des Postulates votirt habe. Weitere Verhebungen an die einzelnen mißliebigen Botanten stehen in Aussicht.

Fürst Carl Auersperg hat sein Mandat als ständischer Bevordneter bereits zurückgelegt, gleiches wird vom Grafen Albert Rostiz in kurzem gewärtigt.

Die Ernennung des Grafen Chotek, vormaligem Oberstburggrafen, zum obersten Kanzler gilt für bereits vollzogen, und dürfte ebenfalls als eine gegen die Stände gerichtete Demonstration zu betrachten sein, denn ihnen wurde Graf Chotek gewissermaßen geopfert, doch dürfte von der Ehrenhaftigkeit und Loyalität dieses anerkannten Charakters nur Versöhnliches zu erwarten sein. — „Der Horizont umdüstert sich — Aufschwarz macht schartig.“

Neustädter.

VIII.

Aus Wien.

Staatsrath Weiß. — Türkische Aerzte in Wien promovirt. — Stifter en decadence. — Mendelsohn's Elias.

Um eine gewöhnliche Correspondenzphrase zu benutzen, berichte ich Ihnen, wir haben keinen herben Verlust erfahren: der Staatsrath Herr Weiß von Starckenfels ist gestorben. Die Carriere dieses Mannes war eine eigenthümliche. Ursprünglich Professor zu Linz, legte er diese Stelle nieder und wurde Advokat, in welcher Eigenschaft er sich geheime Verdienste zu erwerben Gelegenheit hatte. Möglich wurde der als Professor sehr liberale Mann zum Polizeidirector in Linz ernannt. Von da zur Hofstudien-Commission nach Wien und endlich in den Staatsrath versetzt. In diesem aus den vertrauenswürdigsten Personen zusammengesetzten Körper war er meist das negative Princip und huldigte da wie im Leben einem allgemein als solchen erkannten Pietismus. Wir sind nicht für das römische: *De mortuis nil nisi bene*, vielmehr für das ägyptische Todtengericht eingenommen und berichten, um uns kurz und bildlich auszudrücken: er war ein Nadschuh am Staatswagen, aber nicht wie dieser thätig, wenn es abwärts, sondern wenn es vorwärts gehen sollte.

Der dem Kabinette des Grafen Kolowrat zugetheilte Hofrath von Pipiz (Bruder des in der Schweiz lebenden Publicisten) wird als sein Nachfolger genannt.

Dr. Spizer, Leibarzt des Sultans, Direktor und Professor der medicinischen Schule in Stambul, der, nebenbei gesagt, dieser Tage sich im hiesigen jüdischen Bethause mit einer jungen Kaufmannstochter vermählen ließ, brachte mehrere in Constantinopel gebildete Mediciner nach Wien, die auf das Ansuchen des Sultans zu Doctoren der Wiener Fakultät ernannt werden sollten. Interessant ist das diesfällige Handbillet unseres Kaisers, welches den Wunsch des Sultans als zu erfüllenden Auftrag an die Fakultät gelangen ließ. Diese wird sich, wie sich's von selbst versteht, dem Be-

fehle bereitwilligst fügen, jedoch auch zur Wahrung ihres medicinischen Gewissens den Diplomen anfügen, daß es den Herren überall, nur nicht in der österreichischen Monarchie, gestattet sein solle, zu practiciren, wofür wir der löblichen Fakultät unseren besondern Dank ausdrücken.

Die philosophische Fakultät hat auf das Ansuchen Adalbert Stifters, ästhetische Vorlesungen für Damen an der Universität halten zu dürfen, ablehnend eingerathen, indem das vom Novellisten vorgelegte Programm als ein völlig unsystematisches und verworrenes der Studien-Hofcommission bezeichnet wurde. Wir wissen nicht zu entscheiden, ob Herr Stifter, ob die prüfende Fakultät Recht hat, gewiß aber ist es, daß die poetische Fähigkeit dieses Autors in einer bedauerlichen Abnahme begriffen ist; eine Novelle von ihm in dem Taschenbuche Iris ist eine völlig verunglückte manirirte Production, und es scheint, daß seine „Studien“ die Summe des poetischen Vermögens des spät aufgetretenen Autors enthalten.

Der plötzliche Tod Mendelssohn Bartholdy's hat hier die größte Theilnahme wachgerufen. Sein Oratorium Elias wurde am 14. d. M. von 1000 Musikern aufgeführt. Während es die Musikkenner im Ganzen und in einzelnen Theilen mächtig ergriff, brachte es auf das große Publikum keine bedeutende Wirkung hervor, woran zum Theil (mit Ausnahme Staudigl's), die nicht glückliche Ausführung, vielleicht mehr noch die nicht paßlich gewählte Mittagsstunde die Schuld tragen mochte. Das Oratorium dauerte von halb eins bis halb vier Uhr. Abgesehen davon, daß ein großes Publikum, es mochten 4000 Menschen anwesend sein, einen so lang andauernden musikalischen Eindruck kaum erträgt, wenn nicht, wie in England, das religiöse Gefühl zu einem Oratorium mitgebracht wird, so sehnen sich die Wiener ächt ungläubig schon um zwei, längstens drei Uhr nach den Fleischtopfen Aegyptens. Gewiß werden bei der zunächst stattfindenden zweiten Aufführung die Zuhörer schon vorbereiteter kommen, und die Schwankungen der executirenden Kräfte aufgehört haben. Jedenfalls wurde das Werk als ein großes begrüßt.

0—0

IX.

Aus Berlin.

Bettina und die Fragezeichen. — Die jüngste der Taglioni's. — Negationen. — Diefenbach.

Das Interesse des Auslandes, welches vor noch nicht gar langer Zeit unsre Stadt beinahe zum Mittelpunkt hatte, ist jetzt nach andern Seiten hingewendet; an den Alpen haben sich jetzt die Wolken gesammelt, wie es scheint, zu einem furchtbaren Gewitter. Berlin ist, um mich so auszudrücken, wieder in's Privatleben zurückgetreten. Was wir von hier berichten können, besteht lediglich in Symptomen, in Vorzeichen, in Ahnungen; wir erleben nicht mehr die Geschichte, wir diviniren sie. Man könnte über den Himmel, der sich schläfrig über unsern Sand ausbreitet, ein großes Fragezeichen machen, oder man könnte auch mit dem ritterlichen Tyräus der neumodischen Freiheit die Kiefern unseres Thiergartens für graue Fragezeichen ansehen, die der vorwizige Eckensteherverstand an den Himmel richtet, etwa: sind wir in einem gesellichen oder despotischen Staate und dergl. — Ein Narr wartet auf Antwort! — Ja man könnte noch bescheidener fragen, z. B. was ist Ilius, Pamphilus und die Ambrosia? und warum sind sie in der Uckermark verboten? So soll nämlich ein neues Evangelium heißen, womit Bettina, die schwebende Prophetin, ihre Gläubigen des weitem erbaut, das aber eine löbliche Polizei mit Beschlag belegt hat. O Poesie, suche dir ein anderes Königreich, die Uckermark ist für dich zu klein!

Wenn ich übrigens sagte, es geht hier nichts vor, so meine ich damit nur, was vorgeht, hat nichts zu sagen. Die Preuß. Zeitung hat sich in der letzten Zeit etwas häufiger aus ihrem Lehnstuhle erhoben, als sie sonst pflegte, und ist gröber wie gewöhnlich — was hat das zu bedeuten? — Der Staatsanwalt v. Kirchmann hält im Juristenverein einen Vortrag, worin er nachweist, die Jurisprudenz sei der Natur der Sache nach keine Wissenschaft, die Juristen seien überflüssige Leute, das Volk müsse sein Recht selber finden und ausüben, Savigny als Präsident der gesetzgebenden Commission, leiste dem Vaterland die erspriechlichsten Dienste, indem er — keine Gesetze gebe — das sagt ein königl. Preuß. Staatsanwalt — was hat das zu bedeuten? — Der rheinische Beobachter denunziert eine neue schwarzrothgoldene Turnerverschwörung zur Einrichtung einer deutschen Republik, über die man den alten Follen zum Kaiser einsetzen will; er spricht von dem verbrecherischen Unternehmen mit preussischer Entrüstung, meint aber doch, die Regierung solle nicht gleich zugreifen wie Anno 19 und so weiter — was will das heißen? — Ja, Kellstab wird poetisch! und zwar poetisch über ein Ballet, womit seine teusche Muse sonst nichts zu thun haben mochte; er studirt die Winkel, in welchen die zarten Füßchen unserer Tänzerinnen vom Boden aufschnellen, und macht ein Sonett auf Maria Taglioni's schöne Augen. Was das aber bedeuten soll, kann ich sagen, es wird nämlich die Frivolität der Entrecht's durch die Heiligkeit der kindlichen Liebe, des Elterngefühls und solcher Geschichten, worüber sich so viel Schönes sagen läßt, legitimirt; die beiden alten Taglioni's führten ihre Tochter dem heimischen Publikum in einem neuen Ballet vor, genannt: die „Blumensee,“ in welchem die üppigste Auswahl der zierlichsten Blumen aller Art die junge Fußkünstlerin umgaukelten; besetzte Blumen, deren Füße aber im Durchschnitt lieblicher waren als ihre Gesichter.

Noch rasch einige Unbegreiflichkeiten: eine Anzahl märkischer Bauern, unter der Anführung des Herrn von Holzendorff, protestirt gegen die unbedingte Loyalitätsadresse ihrer Junker, und erklärt, sie glaube allerdings an Rechte, die das Volk habe; was thun nun die conservativen Blätter? sie, die doch sonst beständig von den Verdächtigungen, die sie erfahren, an ihr Volk appelliren, erheben jetzt ein lautes Geschrei: Ne sutor! Bekümmert euch um Dinge, die euch angehn, wenn ihr nicht gerade bloß das sagen wollt, was wir! Das ist die Logik der Legitimität. — Savigny, der Präsident der Gesetzcommission, die sich um das Land dadurch verdient macht, daß sie keine Gesetze gibt, ist jetzt an der Spitze des Ministeriums; Rothbar, der semper augustus der Seehandlung, hat den schwarzen Adlerorden als Dienstjubiläum; Herr v. Bodelschwingh ist noch nicht Staatskanzler; die Ausschüsse sind nicht einberufen, die Deputirten sind dem Beispiel Bardelebens nicht gefolgt; der König hat der Domgemeinde Magdeburgs, die sich über Uhlich's Suspension beschwerte, geantwortet, er werde vorläufig nicht antworten; sie möge es sich erst überlegen; eine freie Gemeinde, wie man sie von Jonas, Sydow und ihren Anhängern erwartete, hat sich nicht gebildet; der Polenprozeß ist noch nicht zu Ende.

Aber Eins ist Realität; Diefenbach ist todt. Was die Wissenschaft an ihm verliert, zeigt sich am besten daraus, daß man es nicht erst zu sagen braucht. Aber auch das Leben verliert eine nicht gewöhnliche Persönlichkeit. Als Student der verwegenste und glücklichste der Paukanten, der Liebling aller Frauen; als Arzt der gefeiertste Lehrer und zugleich der gesuchteste Praktiker; Bürger, und doch in der Aristokratie heimisch; im Vollgenuß des Lebens — so hat ihn die unerbittliche Märe dahingerafft. H. —